



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schacht, R.: Neue erzählende Literatur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, zu untersuchen, inwieweit für die französische Regierung innerpolitische Gründe vorlagen, diese Fehler zu begehen. Fehler bleiben es auf jeden Fall. Allerdings ob innerpolitisch notwendig oder nicht, letzten Endes resultieren sie doch aus der — es gibt keinen andern Ausdruck: pervertirten Anfangseinstellung, das verewigen zu wollen, was ein Vorübergehendes, Augenblickliches ist, und keinen natürlichen Gegebenheiten entspricht. Sechzig Millionen gegen vierzig ist eine Tatsache, gegen die keine Politik ankann, sondern die sie nutzen muß, wenn sie erfolgreich sein will. Aber das Widerstreben der französischen Politik, diese Tatsache anzuerkennen und die nicht anders als hysterisch zu nennende Angst vor einer mit physikalischer Notwendigkeit wieder einlegenden Umordnung der natürlichen Gewichtsverhältnisse veranlassen sie dazu, lieber das eigene Leben zu riskieren, als diese natürlichen Tatsachen anzuerkennen. Es ist nicht unsere Sache, die Franzosen zu belehren oder zu beraten. Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit. Wir haben keinen Anlaß, uns dessen zu freuen, der Krieg ist noch, nicht zu Ende. Selbst Frankreichs Einsicht bedeutet für uns eine lange Zeit des Elends und der Unfreiheit, Frankreichs Wahnsinn aber zieht freilich den Tod des Gegners aber auch den unsern nach sich.

Meneius



Neue erzählende Literatur

Von Dr. R. Schacht



Neue erzählende Literatur in Kürze zu berichten ist schwer und — undankbarer als gemeinhin angenommen wird. Nicht alles was dem Kritiker gefällt, liest der Leser mit Nutzen oder Freude, es kommt darauf an, ob das aufnehmende Organ in beiden Fällen gleichgeartet ist. Man kann Goethes „Natürliche Tochter“ noch so hoch stellen und immer wieder preisen, sie wird nie populär werden. Andererseits gibt es Bücher, die vor den Augen der Kritik wenig Gnade und doch im Publikum größte Verbreitung gefunden haben. Diese Unterschiede rühren viel weniger von dem vielberufenen „verschiedenen Geschmack“ her, sondern sind in der verschiedenen Organisierung der Leser begründet. Der eine sucht nur Unterhaltung und kümmert sich wenig darum, ob die spannend und sinnreich durchgeführte Handlung möglich ist oder nicht, ja es erscheint ihm vielleicht gerade schön, daß er, dem Romanhaften zuliebe, der Wirklichkeit ein paar Stunden entrinnen kann. Ein anderer möchte gern gerührt und erschüttert werden, wieder ein anderer von Herzen lachen. Ein vierter möchte „Einblicke“, der Bürger ins Volk, die Mähterin in die „Aristokratie“ gewinnen, ein fünfter erstrebt Menschenkenntnis, ein sechster sucht Bilder fremder Kulturkreise, ein siebenter Weltanschauung und wieder ein anderer nichts als ästhetischen Genuß. Bei so verschieden gearteten Bedürfnissen ist wenig damit getan, ein Buch mit einem Schlecht! in die Ecke zu feuern oder mit einem Gut! dem Leser auf den Tisch zu legen; fruchtbarer scheint es zu sein, in Kürze anzudeuten, was dies oder jenes Buch, auch wenn es die Ansprüche des Kritikers etwa nicht voll befriedigt, dem oder jenem Leser zu bieten vermag.

Auch hier gibt es freilich Grenzen. Es ist zum Beispiel sicher, daß Josef Pontens Novellen beträchtliche Verbreitung finden, mithin manchem Genuß bereiten werden, aber man kann nicht behaupten, daß diese Wirkung erfreulich wäre. Ohne geradezu unsittlich zu sein, gehen sie von einer oberflächlich-titschigen, faloppen und moralisch laxen Einstellung zum Leben aus, die vielleicht gar nicht

einmal die des Autors persönlich ist, sondern nur der Leichtflüchtigkeit der Erzählung zuliebe angenommen wird, die aber nichtsdessenungeachtet peinlich berührt. Die „Insel“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin) zum Beispiel geht von der Voraussetzung aus, daß, wenn eine fremde Journalistin auf eine griechische Mönchsinsel kommt, sie selbstverständlich die Sinnlichkeit der Mönche erregt und besonders eines, der, als er sie umarmt, von den Brüdern überrascht wird und sich bei ihrer Abfahrt ins Meer stürzt. Es handelt sich hier keineswegs um einen Konflikt zwischen Weltlust und frommer Entsaugung, vielmehr um ein rein novellistisches Geschehen. Aber dieses Geschehen geht nicht nur in gegenständlich völlig unmöglichen Formen vor sich — nur die Landschaftsschilderungen sind echt, alles übrige ist komischen oder sentimentalen Effekten zuliebe, entstellt, — es wird auch keineswegs naiv, rein dem novellistischen Geschehen zuliebe erzählt, sondern durchaus mit dem Bewußtsein, daß es sich um Gewagtes, Verbotenes und Sündiges handelt. Es wird ein bewußtes Aufsuchen der Schwüle, ein heimlich-lüsterne Spielen mit ernstlichen Dingen bemerkbar ohne daß dabei weder das Mönchtum in seiner Tiefe erfaßt wäre, noch die Leidenschaft sittlich geädelt oder auch nur gerechtfertigt würde. Auch die „Vodreiter“ (gleicher Verlag) zeigen diese Spielerei mit ernstlichen Dingen, ein un-sittliches Tändeln mit tiefsten Problemen, ein unangenehmes Aufsuchen sinnlich erregender Szenen wie Nonnenverführung und Mädchenmarterung. Es sind flache Bücher ohne Ernst und Leidenschaft.

Von Zeit zu Zeit ist es gut, sich über den Geschmack des breiten Publikums der Leihbibliotheken klar zu werden. Eufemia von Adlersfeld-Ballesheim ist in bürgerlichen Kreisen eine der beliebtesten Romanschriftstellerinnen, ihr neuester Roman „Phoebe, die Strahlende“ (H. v. Decker's Verlag, Berlin) ist in allen möglichen Zeitschriften angezeigt und das Angebot des Verlages läßt darauf schließen, daß es Leute gibt, die für eine Luxusausgabe des Buches 80 (achtzig) Mark ausgeben. Nun versteht die Verfasserin freilich, wenn auch ohne Tiefe oder hervorragende Beobachtungsgabe, doch mit einer gewissen Frische und Unbefangenheit Menschen darzustellen, aber ihre Handlung mit Findelkindern, Verkleidungen, geheimen Türen, Schloßgeipenstern, Verbrechen, Belauschungen und absonderlichsten Zufällen ist nichts als Kolportage allerer Sorte und vor allen Dingen kann Frau Eufemia kein Deutsch. Sie schreibt nicht nur (S. 214) „seine geistigen Fakultäten“ statt Fähigkeiten, nicht nur „wie spät wir heute sind“, verwechselt nicht nur heraus mit hinaus, schreibt nicht nur allen Ernstes: Der Trost . . . wollte so wenig ziehen wie seine Pfeife (S. 515), sie schreibt auch direkt falsches Deutsch: S. 126: „Es kleidet dir.“ S. 359: „Die Briefe wieder . . . zusammengebunden, eilte sie“. S. 393: „so blieb eins vom andern überzeugt, die so ungeniert miteinander redenden Nachbarn nicht gehört zu haben.“ (statt: daß es . . . nicht gehört hatte.) Was soll man aber von einem Publikum denken, das sich solche Dinge bieten läßt?

Die Bücher Richard Knies', „Sonderlinge von der Gasse“ (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien, München) und die „Herlichhöfer und ihr Pfarrer“ (Egon Fleischel, Berlin) kommen über einen gefälligen Journalismus nicht hinaus, charakteristischer und straffer geformt sind die plattdeutschen Schwänke und Schnurren Georg Kuselers „De dröge Jan“ (Richard Hermes Verlag, Hamburg), die eine harmlose aber vortreffliche Volkslektüre bilden. Das gleiche gilt von den neuen „Pöckbälge“-Geschichten Wilhelm Scharrelmanns „Kund um Sankt Annen“ (Quelle u. Meyer, Leipzig), die sehr anmutig das Leben und Treiben kleiner Leute, Handwerker, Krämer, alter Weiberchen, schildern, und die Geschichte von dem Kanzleischreiber Olsen ist sogar ein kleines Kabinettstück. Bedeutend höher steht des gleichen Verfassers gesund und kräftig erzählte Entwicklungsgeschichte eines sich zum Maler durchringenden Schlosserlehrlings, „Täler der Jugend“ (gleicher Verlag), die in keiner Volksbibliothek fehlen sollte. Tiefer noch geht der „Bauernpfarrer“ von Erwin Gros (Oranien-Verlag, Herborn), die durch tiefes Liebesleid und mannigfache Erfahrungen gehende Entwicklung eines Stadtmenschen

zum überzeugten, sich selbst fruchtbar beschränkenden Dorfprediger. Das Buch hat freilich hier und da noch etwas von der idealistischen Blässe und faden Minniekeit alter Familienromane (die „holde Maid“, das „lockige Haupt“) und seine Liebesleute reden ein eisernes Buchdeutsch, aber die seelische Entwicklung ist doch mit großer Sorgfalt gearbeitet, der Verfasser hat in Menschenchicksale nachdenkliche und herzlich bewegte Blicke getan, hat das besondere Wesen des Bauern sehr gut erfasst und zeigt in den Schwänken des Kirchendieners eine Begabung für kurze volkstümliche Erzählung, die er unbedingt ausbauen sollte.

Für Gustav Rohnes „Ellernbrook“ (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig) und Hans Wilhelms „Freiheit“ (Verlag der „Täglichen Rundschau“, Berlin) gilt gemeinsam, daß sie dem mit ihrem Stoffgebiet Vertrauten zwar weder künstlerisch noch stofflich neues zu bieten vermögen, für den Fremden aber zur Einführung in diese Stoffgebiete, hier die sittlichen, materiellen und geistigen Nöte des Studenten, dort das niedersächsische Dorf, recht geeignet sind. Die reifere Jugend wird sowohl Georg Lehfelds' sehr breit erzählenden Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte „der Platz an der Sonne“, in dem aber nicht nur das konventionelle und abscheulich gespreizt daher redende Liebespaar sondern auch die vielen der historischen Färbung wegen verwendeten Fremdwörter stören, wie auch Paul Schreckenbachs mit sehr hübschen Zeichnungen geschmückten, gut komponierten Roman aus Hildesheims Reformationsgeschichte „Wildesüer“ (Verlag L. Staackmann, Leipzig) gerne lesen, aber es entgeht ihr auch nichts, wenn sie es nicht tut.

Wer Lust verspürt, zum fünfzigstenmal von der Entwicklung eines künstlerisch veranlagten, durch enge Bürgerlichkeit bedrängten Menschen zu lesen, wird in Ludwig Beils Erstlingsroman „Martin“ (S. Fischer Verlag, Berlin) manche hübsch beobachtete Einzelheit finden, ohne doch von der Notwendigkeit einer nochmaligen Behandlung dieses abgegriffenen, nur jungen Dichtern immer wieder wichtigen Stoffes überzeugt zu werden. Ein blaßes, weder in der Konzeption noch in der Ausführung zur Tiefe gelangtes Literatenwerk ist Siegfried Trebitschs „Spätes Licht“ (gleicher Verlag). Zeitgeschichtlich nicht unbedeutend ist Werner Schendells Roman „Dienerin“ (gleicher Verlag). Ein Naturbursch, der Großstädter geworden, an sich und den Problemen seines Lebens herumbastelt und durch den Krieg, der ihn zu verstören drohte, mit der hart zügelnden Energie des Künstlers schritt, dieses Zügeln als Energiebetätigung genoß, aber über der Bewußtheit dieses Genusses die große Einfachheit und Selbstverständlichkeit, die die Mutter aller großen Kunst und festen Lebensführung ist, verlor, bildet dieser Dichter einen traurigen Beleg dafür, wie der Zwang zum Expressionismus, der Wille, auch das Unbedeutende bildhaft herauszubringen („... beschloß Gerhard die Unterhaltung, die in die Endstation der Bahn hineintauchte“) und unter allen Umständen seelische Ausbrüche lobern zu lassen, die jungen Leute verdirbt. Es sind viele gute Wahrnehmungen in dem Buch, manch schöne Formulierung, auch Erlebnis, aber alles seelische Geschehen ist derart zergrübelt, daß es schwülstig und aufgetrieben herauskommt und die Reden seiner Liebesleute sind nicht stilisiert, sondern einfach verfliegen, geschraubt, gespreizt, widerwärtig, unnatürlich. Das an sich neue und sehr bedeutende Grundmotiv der Auseinanderentwicklung der Liebenden infolge des Krieges hätte die kraftvoll gestaltende Hand eines groß und sicher arbeitenden Meisters erfordert, nicht eines aufgeregten Anfängers.

Bücher vom Kriege scheinen nicht mehr gern gelesen zu werden. Im allgemeinen ist man froh, wenn man nichts mehr vom Kriege hört. Robert Michels ansprechende Erzählungen von den österreichischen Fronten („Gott und der Infanterist“, S. Fischer, Berlin) werden daher kaum mehr viele Freunde finden. Zu bedauern ist das namentlich von Franz Schauweckers das Kriegsleben des Infanteristen in zusammenfassenden Bildern ohne alle Sentimentalität, ohne alles falsche Pathos mit wohlthuender Sachlichkeit schildernden Buche „Im Todesrachen“ (Heinrich Diekmanns Verlagsbuchhandlung, Halle), dem ein dauernder dokumentarischer Wert zukommt. Solche Bücher hätten wir während des Krieges haben müssen.

Das Leben der niederen Wiener Großstadtbevölkerung schildert uns ehrlich Karl Adolphs „Haus Nummer 37“ (Anzengruber Verlag, Berlin-Leipzig), das bei aller naturalistischen Breite einige Charakterbilder zeichnet, die das Buch trotzdem lesenswert machen. Inz Banat führt uns, ausgezeichnet durch die Charakteristik des charakterschwachen Helden — Venaus Vater — und durch vortreffliche und sehr anschauliche Schilderung von Land und Leuten Adam Müller-Gutenbrunns Roman „Sein Vaterhaus“ (L. Staadmann, Leipzig). Gleichfalls nach Ungarn (und Wien) führt uns M. E. delle Grazie „Eines Lebens Sterne“ (Breitkopf und Härtel, Leipzig 1919), die sehr bemerkenswerte, stellenweise anscheinend selbstbiographische Entwicklung eines frühreifen, dichterisch begabten Mädchens. Wenn auch das Buch eine männlich straffe Führung der Handlung vermissen läßt, mehr Bildchen aneinanderreicht als großzügig komponiert, hier und da Klischees verwendet (was heißt z. B. „madonnenhafte“ Fülle des Haares) und gelegentlich ausdringlich reflektiert, statt das Geschilderte bildhaft auswirken zu lassen, so bringt es doch so viele gute Einzelheiten, so viel anschauliche Schilderungen von Menschen und Begebenheiten (der beichtende Bauer ist von wilder Großartigkeit, die Ankunft in der Wohnung des Wiener Schwagers meisterhaft), daß das Buch warm empfohlen werden kann.

Zum Schluß ein paar Bücher, von denen dies ohne alle Einschränkung gilt. Paul Ernst zeigt im „Nobelpreis“ (Georg Müller Verlag, München), daß er die Form der Novelle im alten Sinne vorzüglich beherrscht, sehr gut zu arbeiten, trefflich abzurunden und auch menschlich bedeutsames zu geben weiß. Skizzierter Fontane und echte Heimatkunst im allerbesten Sinne ist die Ehegeschichte E. von Keyserlings „Feiertagskinder“ (S. Fischer, Berlin), die mit einer Fülle glänzend gelehener, scheinbar absichtslos hingeworfener Einzelheiten das Leben der baltischen Provinzen meisterhaft und einige typische Charaktere mit scharfen Umrissen klar und sehr lebendig wiedergibt. Arthur Schnitzler fängt in einem letzten (erfundenen) Abenteuer Casanovas („Casanovas Heimfahrt“, S. Fischer, Berlin) wie in einem Brennspiegel noch einmal allen Glanz, aber auch alle Triviolität seines viel bewunderten und nun wie ein Feuerwerk verlöschenden Helden auf, mit so sicherer Meisterschaft arbeitend, daß man das Buch gerne neben seine menschlich bedeutenderen Werke stellen wird. Die größte Beachtung verdient ein erst während des Krieges hervorgetretener Autor Wilhelm Vershofen (sämtliche Werke erschienen bei Eugen Diederichs, Jena). Hier ist sowohl gegenständlich wie künstlerisch Neuland. Mutig, klar und fest geformt, von kühner Phantasie, größter Anschaulichkeit und äußerster Knappheit der Mittel. Der „Fenriswolf“ schildert die finanzielle Oberung norwegischer Wasserfälle und Kraftquellen durch einen deutschen Kapitalisten. Man hat sich gegen die Form — eine anscheinend trockene Aneinanderreihung von Telegrammen, Briefen, Sitzungs- und Versammlungsberichten und Zeitungsartikeln — gewandt. Mit Unrecht. Denn einmal würden diese Einwände gegen alle Romane in Tagebuch- und Briefform, die man doch längst anerkannt hat, zutreffen und zweitens hat man verkannt, daß hier durchaus nicht Phantasielosigkeit, sondern höchste künstlerische Ökonomie vorliegt. Es ist nicht nötig, daß ich den Mann weinläufig schildere, ich erkenne ihn an seinen Taten, es ist nicht nötig, daß ich langstielig berichte: der Kommerzienrat wandte sich nun an seinen Geschäftsträger und . . . wenn ich kürzer durch Mitteilung des Dokuments selber ans Ziel gelange. Hier stehen wir endlich einmal in der Atmosphäre wirklich die Welt bewegender Tatsachen, hier steht endlich einmal kein Wort von der bis zum Überdruß geschiederten albernsten Liebe, dafür tritt ein neuer Spieler auf den Plan: die öffentliche Meinung, die in ihrer Eigentümlichkeit klar und nicht ohne Ironie erfasst ist. Überraschend ist das mitreißende Tempo, das Gehämmerte, durchweg Gesonnte, die Objektivität, die Beschränkung auf Wesentliches. Ähnlich in der Formgebung, in der Konzeption noch großartiger ist „Das Weltreich und sein Kanzler“. Ein amerikanischer Kapitalist macht hier während der ersten Jahre des Weltkrieges den Versuch, das gesamte europäische Wirtschaftskapital durch Verlängerung des Krieges nach Amerika überzuführen, um später

vermöge eines kapitalistischen Absolutismus den Weltfrieden wirklich und endgültig zu sichern. Weil er den Zweck will, will er auch die Mittel und geht, unbekümmert um Blut und Tränen, an denen die sentimentalen Naturen des Buches zerbrechen, seinen Weg, Menschen und Konjunkturen mit kaltem Verstande aber fanatischer Energie benutzend. Meisterhaft ist die Schilderung kapitalistischer Geschäftspraktiken und amerikanischer Versammlungen, unübertrefflich die Wiedergabe der Pressestimmen. Am bemerkenswertesten aber ist wohl die dritte der drei Skizzen des Bändchens „Amerika“, die in kurzen, mit kühnster Ironie hingeworfen und ungemein lebendigen Strichen den Typus des amerikanischen Kapitalisten umreißt. Auch die beiden ersten Stücke sind für amerikanisches Denken und für amerikanische Zustände ungemein bezeichnend und sollten ebenso wie „das Weltreich und sein Kanzler“ in Deutschland die weiteste Verbreitung finden.



Neue Buchausgaben

Der Verlag des Bibliographischen Instituts A. G. in Leipzig und Wien hat in dankenswerter Weise aufs neue dafür gesorgt, daß Werke der Meister unseres Schrifttums in zuverlässigen und gut ausgestatteten Ausgaben im deutschen Volk verbreitet werden können. Angesichts des nahenden Weihnachtsfestes sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die zweite kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe von Schillers Werken in 9 Bänden gebunden zum Preise von 63 Mark vorliegt. (Meyers Klassikerausgaben.) Die Ausgabe ist zum Teil noch vom bewährten, leider verstorbenen Herausgeber Ludwig Bellermann selbst besorgt, neben ihm haben Robert Petsch, Albert Leikmann und Wolfgang Stammler gewirkt — anerkannte Forscher, die sich mit eindringendem Verständnis ihrer Aufgabe gewidmet haben.

Nicht minder erfreulich ist die vierbändige, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe des gleichen Verlages von Scheffels Werken (ebenfalls Meyers Klassikerausgaben), die in Halbleinen gebunden 28 Mark nebst Teuerungsauzuschlag kosten soll. Friedrich Panzer hat seines Amtes als Herausgeber mit größter Sorgfalt gewaltet. Scheffels erfreuliche Kunst in ansprechendem Gewande ist für unsere Jugend eine schöne Weihnachtsgabe!

Die vom Bibliographischen Institut in Angriff genommene, auf sechs Bände berechnete Ausgabe von Storms Werken (geb. 42 Mark) beginnt zu erscheinen. Bis jetzt liegen zwei Bände vor. Diese Neuausgabe wird von Theodor Hertel besorgt. Wenn wir von dem bisher Gebotenen auf das gesamte Unternehmen schließen dürfen, so ist Treffliches zu erwarten.

Als hübsche Gabe für den Weihnachtstisch ist das von Walter Freye herausgegebene, erläuterte und mit einer Einleitung versehene Nibelungenlied in der Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext zu bezeichnen. Das Deutsche Verlagshaus Bong u. Co. in Berlin hat dieser Ausgabe eine würdige Ausstattung gegeben.

